

Einquartierung

Autor(en): **Wiedmer, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **197 (1918)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374596>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Einquartierung.

Von Emil Wiedmer.

Man wußte, daß sie kommen würden. Am Abend zuvor schon war die Kunde die Dorfgassen kreuz und quer geeilt.

Die Aufregung war groß und ließ sich nicht mehr stauen und halten; sie sickerte von Haus zu Haus.

Den ganzen Morgen rasten Automobile, wie vom Wahnsinn gepeitscht, toll hupend, durch das Dorf. Blitzschnell schlugen Ferne und Staub hinter den Wagen zusammen. Und die Bauern glöhten erschrocken in die leere Luft, fluchten, spuckten wütend aus und grübelten den Benzolgestank aus den Nasenlöchern, nießend.

Schwere riesige Holztore schreien in den Angeln. Aus Remisen und Tennen knarren Wagen. Unter den Bäumen, in der Hofstatt, kommen sie zum Stehen. Besen und Staubtücher kehren und wischen. Man will sich nicht lumpen lassen. Die sollten nur sehen, staunen. Scherz Worte fliegen von Nachbarhaus zu Nachbarhaus. Krächzendes Lachen quillt.

Hoch von den Söllern herunter zischen wie gelb gefiederte Pfeile dicke Strohwellen, im Aufsprall auf dem harten Tennenboden wüst zerberstend in einer Wolke von Halmen und Dunst.

Am frühen Nachmittag warf der Wind plötzlich Kommandoworte zwischen die Häuserfronten. Pferdehufe schlagen hart auf. Säbel sirenen. Ein Wald von Gewehren schattet die Straße. Und endlos, grimmig monotones Klappern von genageltem Schuhwerk. Eine Fahne, vorausflatternd, von Wind und Musik gebauscht. Die Bauern ziehen Kappen und Hüte und grüßen. Mädchen und Buben laufen mit Most und Birnen und Äpfeln herbei.

Die ersten Bataillone marschieren durch, in den nächsten höher gelegenen Dörfern Quartier zu suchen. Hungerige, durstige Kehlen und Augen. Braunrote versengte Gesichter. Zerschnittene, wund geschauerte Achseln und müde Beine. Atem springt heiß dampfend in die durchsonnte Luft.

Eine Pfeife signalisiert, grell, herrisch. Das Bataillon steht. Rechts am Rand der Straße. Vockstill steht es, wie eine Mauer aus Stein, geladen, gespißt voll von Tod und Verderben, auf den Sprung gezückt, jeden Augenblick loszubrechen. Wie ein dunkelgrau gebeizter Falken, regungslos, dumpf wuchtend, von verborgenen Kräften zum Bersten gefüllt, von einem Pfiff an die Erde genagelt.

Kommandos. Ein Sturz von Kolben, mit einem Schlag niederprasselnd auf den Rücken der Straße. Die Glieder wieder starr, unbeweglich, wie zuvor. Verbissen, geduckt. Pfeile, tödlich gehobene, auf gespanntestem Bogen.

Die Bauern nickten einander mit tief bedeutsamem Augenblinzeln zu, stolz, mit viel Anerkennung. Und brummen Beifall. Die Gesichter leuchten Belohnung.

Neue Kommandos. Tornister und Gewehre fallen von Schulter und Rücken.

Ruhe und Raft.

Die Glieder lockern sich. Entspannte Gelenke. Tiefes erlöstes Aufatmen. Taschentücher wischen aus verschmierten Gesichtern Schweiß. Rauhes, trockenes Husten. Und Wisz Worte, Lachen, Rufe, die Reihen hinauf und hinunter wirbelnd.

Mit einem Male ist die Straße wieder leer, wie zuvor. Die Züge haben sich in die Quartiere entleert. Adjutanten haben von einem Kantonnement zum andern. Radfahrer flitzen vorüber. Ein hoher Offizier reitet langsam, neugierig beobachtend und streng musternd die Straße hinunter. Unaufhörliches Salutieren flankiert seinen Ritt.

Die vorher nur Soldaten waren — atmende Wehr, blutiger Gehorsam —, sind mit einem Male wie verwandelt, ausgewechselt. Sind Menschen, wie andere Menschen sind. Ohne Drohung, mit entbundenen Gesichtern und Körpern und Gedanken. Sie gehen hin und her. Plaudern, lachen, schwätzen, bürsten, waschen, klopfen, wie Bauernmädchen beim Reinmachen am Samstagnachmittag. Sie treiben allerlei unschuldigen Schabernack zur Unterhaltung. Lustigen Unfönn, Spielereien wie gutmütige Kinder.

Einer singt sehr gefühlvoll, mit einer kräftigen, warmen Stimme: „Es blühen die Rosen im Tale.“ Der Gesang steigt erst kerzengerade in die Luft, wie ein Springbrunnenstrahl, wiegt sich dann biegsam einen Augenblick süß verweilend und schlank hin und her unter der schattigen Krone des Nußbaumes und klettert mit einem Male resolut in alle Winde und flieht davon.

Andre wiederum pfeifen, trommeln mit den Fäusten, summen, imitieren ergötzlich, zur Komit verzerrt, Tierstimmen und die Stimmen ihrer Offiziere: einen ganzen Geflügelhof, eine lustige Me-nagerie.

Die Gewehrläufe werden spiegelblank gerieben, eingefettet. Das Lederzeug und Schuhwerk sauber gewischt. Käppis blitzen wie neu, glitzernd.

Brunnenwasser überströmt hell Gesicht, Hals, Nacken und Brust. Die Augen blicken feurig und neu gestärkt. Der Körper beginnt wieder zu federn.

Wie eine einzige, große Familie, gesegnet lauter mit Söhnen, so sehen diese pudenden, flinken, fleißigen Menschen aus. Freilich, etwas, ein Geringes, Kleines fehlt immer diesem Hauswesen. Tut es nicht weh, von der Mutter früh verwaist zu sein? Und ein bißchen einsam ist das Haus, fröstelnd auch, aus dem der Segen und die Güte der Mutterhände zeitig weggestorben sind.

Wo war nun aber der heiße Marschtag, voll Schweiß, Atemnot, Hitze, Durst, Strenge und Müdigkeit? Süß in den Frieden von Bäumen, Dächern und Stuben war er eingemündet. Ganz zärtlich und ohne Schmerzen zu verspüren, so wie man an Frohes gern zurückerdenkt, lassen sich die Stunden des vergangenen Tages gemächlich übersehen und alle vergangenen Tage zuvor. Vorbei alle Märsche in Regen,

Frost, Hitze, Schnee, Wind und Eis, fern, sehr fern die harte Gefangenschaft der Straßen, Wege, Wälder Flüsse, Bäche und Wiesen. Beinahe vergessene Gebundenheit, harte Befehle, Müdigkeit, Grausamkeit des Kleides und des Handwerks.

Am Abend, zur Zeit der Dämmerung werden die Soldaten manchmal nachdenklich, still und zum Träumen verführt. Heimatatem umfriedet sie. Die Blumen stehen so fremd und eigen vor den Kammerfenstern, wie daheim. Und die weißen Vorhänge drängen sich schneelig wie gebauschte Wolken im Wind, wie daheim. Und Gärten und Hofstatt, segenschwere Bäume und lustig knisterndes Feuer im Herd der Küche. Und über Dächer weg blauer Rauch — alles wie daheim. Daheim bei Vater, Mutter. Bei Frau und Kindern und Geschwistern.

In den sinnend nach oben gewandten Gesichtern erblicken die Pfeifen und Stumpfen.

* * *

Nach dem Abendessen, da sind sie für kurze karge Stunden dienstfrei. Die Straßen wimmeln von Soldaten. Vor dem Gasthaus des Ortes spielt die Musik. Schaulustiges Dorfvolk, dicht gedrängt, füllt den

Platz. Die Wirtsstuben sind dickvoll von bunten Soldaten.

Wohin flog der Dienst? Die Erinnerung an Strapazen? Und das Heimweh?

Wolken von Tabakrauch hüllen Herz und Gehirn und Augen ein. Die Ferne ist tief verhängt. Wein und Bier spühlen weg. Singen, Tanz, Ziehharmonikaklänge, gestohlene und gebotene Küsse fegen blank Hirn und Herz und Heimverlangen.

Morgen ist wieder Marschtag. Man weiß es. Gewiß. Aber dieses Wissen schreckt nicht. Die Welt wiegt federleicht und dreht sich pfeifend im Hirne des tanzenden Soldaten.

Zwischen Fuß und Fuß: wer fürchtet sich? Im Tanz: Brennen da Wanderfüße? Feuerig stürmen voran und reißen mit in die Ferne: Wein, und wiegendes Singen und Musik.

Und noch im Schlaf, halb träumend, halb wachend: „Ist — — morgen — — — Marsch — — tag? — Wo?“ —

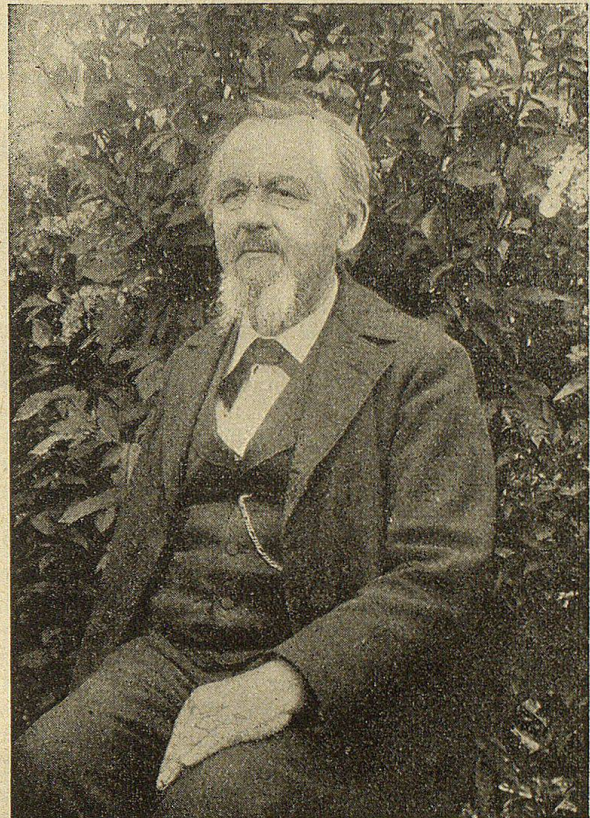
Und Gott füllt die Tennen mit sanfter Nacht, guten Träumen und Mondstrahlen, die knisternd über die Lager von Stroh huschen und auf Lider und Stirn und Haar der Schläfer süßen Tau streuen.

Der Erfinder der Schiffstüchmaschine.

In seinem ländlichen Heime in Weyerzmühle bei Gossau, Kanton St. Gallen, starb am Freitag den 27. April 1917 im hohen Alter von 95 Jahren Herr Isak Gröbli, der Erfinder der Schiffstüchmaschine. Wohl keine andere Erfindung hat so große Umwälzungen zur Folge gehabt, wie gerade diejenige der Schiffstüchmaschine, welche die ganze ostschweizerische Stickerie-Industrie auf eine ganz neue Grundlage gestellt und ihr neue Wege und neue Entwicklungsmöglichkeiten gewiesen hat.

Geboren im Jahre 1822 widmete sich Gröbli nach absolvierter Primarschulzeit dem Weberberufe und war anfänglich als Weber, später als technischer Leiter in Webereien tätig. Als eifriger Militär machte er den Sonderbundsfeldzug als Feldweibel und spätere Grenzbefestigungen als Offizier mit. In Altstätten war es, wo er die ersten Handstüchmaschinen sah. Zu jener Zeit, 1863, bekam er auch die ersten Nähmaschinen zu Gesicht, die seinen erfinderischen Geist derart beschäftigten, daß er fortan an der Vereinigung der langsam gehenden Handstüchmaschine und der schnelllaufenden Nähmaschine herumstudierte. Es gelang ihm, ein Schiffstüchmaschinenmodell herzustellen und die Idee so zu verwirklichen, daß sich alsbald Maschinenfabriken mit dem Bau solcher Maschinen befaßten.

Es sind jetzt ziemlich genau 52 Jahre her, seitdem die erste Schiffstüchmaschine in Betrieb gesetzt wurde, allerdings nicht jene so ingenieus gearbeitete Maschine, wie wir sie heute landauf, landab im Betriebe sehen.



Isak Gröbli, der Erfinder der Schiffstüchmaschine.